



Dirk Koob (Hrsg.)

Belletristische Literatur im Studium der Sozialen Arbeit

Reflexivität in
studentischen Kurzgeschichten

Verlag Barbara Budrich



Belletristische Literatur im Studium der Sozialen Arbeit

Dirk Koob (Hrsg.)

Belletristische Literatur im Studium der Sozialen Arbeit

Reflexivität in studentischen
Kurzgeschichten

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich.de

ISBN 978-3-8474-2380-5 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1547-3 (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Titelbildnachweis: www.lehfeldtmalerei.de

Typographisches Gutachten: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de

Druck: paper & tinta, Warschau

Printed in Europe

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung	7
Über das Lesen und Schreiben von Geschichten.....	9
<i>Dirk Koob</i>	
II. Zehn studentische Kurzgeschichten	41
ZEIT UND DESTRUKTION	43
Broken Glasses.....	45
<i>Stefan Tinkloh</i>	
Indirekte Rede	55
<i>Charlotte Ruhlender</i>	
LIEBE UND ANZIEHUNG	63
Goldrand	65
<i>Lisa Madita Reimann</i>	
Alles dreht sich.....	73
<i>Michaela Alexandra Schmitz</i>	
BEI SICH ANKOMMEN UND SICH AUSBLEIBEN	83
Irgendwo im Innern	85
<i>Texa Gericke</i>	
Nächste raus!	91
<i>Jakob Burmeister</i>	

ABGRENZUNG UND VERANTWORTUNG	101
Zwei Koffer.....	103
<i>Hannah Hempleman</i>	
Sampson	111
<i>Anna Groß-Bölting</i>	
AKTIVISMUS UND LETHARGIE	125
Stufen der Ernüchterung	127
<i>August von Gehren</i>	
In den Wolken.....	139
<i>Elias Blettenberg</i>	
III. Epilog	151
Was Studierende erzählt haben	153
<i>Dirk Koob</i>	
Literaturverzeichnis	177

I. EINLEITUNG

*„Ich bekenne, ich brauche Geschichten,
um die Welt zu verstehen.“¹
Siegfried Lenz*

Dirk Koob

Über das Lesen und Schreiben von Geschichten

„Über das Lesen und Schreiben von Geschichten“ – ein seltsam anmutender (Unter-)Titel für die Einleitung eines Sammelbandes! Allerdings handelt es sich bei diesem Buch auch nicht um einen klassischen Sammelband. Jedenfalls um keinen primär wissenschaftlichen. Vielmehr sind die *versammelten* Beiträge literarische Erzählungen. Geschrieben von Studierenden der Sozialen Arbeit. Dieses Buch gleicht also eher einer Anthologie. Es will ganz dezidiert keine akademische Belehrung sein, will nicht gedankenschwer informieren, abstraktes Wissen lesen- denfreundlich aufbereiten, will schon ganz und gar nicht irgendwelche Kompetenzen vermitteln. Also nicht direkt zumindest. Vielmehr will es zum Denken, zur Auseinandersetzung mit der Bedeutung von anspruchsvoller belletristischer Literatur für Studierende der Sozialen Arbeit und damit auch für die Soziale Arbeit insgesamt anregen. Daher sind sowohl diese Einleitung als auch der Epilog bewusst eher essayistisch gehalten. Sie sollen also stilistisch nicht allzu stark mit den studentischen Geschichten kollidieren und zugleich dem literarischen Anliegen der Anthologie wenigstens näherungsweise gerecht werden. Alle zusätzlichen Anmerkungen und Referenzen finden sich daher als Endnoten, um so den Lesefluss nicht zu stören.

Wie es zu diesem Buch gekommen ist

Das vorliegende Buch, die vorliegende Anthologie, ist eine Art Nebenprodukt meines Seminars „Reflexion als poetische Erfahrung. Ein sozialphilosophisches Lektüre- und kreatives Schreibseminar für angehende Sozialarbeiter_innen“,² das ich bislang insgesamt fünfmal an ei-

nem Fachbereich Sozialwesen in einem grundständigen Bachelorstudiengang durchgeführt habe. Zwischen 15 und 20 Studierende nehmen in aller Regel daran teil. Meiner Vermutung nach dürften diese Studierenden allerdings nicht unbedingt typisch für den Fachbereich sein. So konnte ich im Wintersemester 2018/19 immer dann, wenn meine Teilnehmenden mit einer kreativen Schreibübung befasst waren, von meinem Büro aus beobachten, wie das zum gleichen Zeitpunkt stattfindende Seminar „Soziale Arbeit mit Konsumenten illegaler Drogen“ wohl die dreifache Anzahl an interessierten Personen angezogen hat. Das erscheint irgendwie auch schlüssig, steht die Drogenthematik doch gleichsam paradigmatisch für das, was Soziale Arbeit in vielerlei Hinsicht ausmacht, nämlich Menschen in prekären Lebenslagen Unterstützung anzubieten. Wer hingegen die Romane von Siegfried Lenz, Juli Zeh oder Daniel Kehlmann liebt, sollte vielleicht doch besser gleich Germanistik studieren. Aber – man möge mir diesen leicht polemischen Anflug zumindest für den Moment verzeihen – diese Sichtweise wäre irgendwie, nun ja, schon etwas uninspiriert. Denn das Lesen und Schreiben von Geschichten hat das Potenzial, Studierende der Sozialen Arbeit zu deutlich reflektierteren – und damit auch professionelleren – Praktiker_innen zu machen.³ Arbeitsfeldübergreifend. Wie komme ich darauf? Warum sollte es also überhaupt Sinn ergeben, mit Studierenden eines praxisorientierten Fachhochschulstudienganges moderne, literarisch anspruchsvolle Prosa zu lesen?

Jorge Mario Bergoglio empfiehlt durchaus Überraschendes, wenn er sagt: „Lest mehr, um spannend zu bleiben für den Ehepartner!“⁴ Zugegeben: Mit dieser Aussage konnte ich bislang noch keine_n Studierende_n davon überzeugen, an meinem Seminar teilzunehmen. Es sind wohl einfach zu wenige Studierende verheiratet. Oder katholisch. Aber abgesehen davon, halte ich diesen päpstlichen Ratschlag für durchaus beachtenswert. (Sieht man einmal davon ab, dass hier eine extrinsische Motivation das Lesen leiten soll und dass der dezidierte Bezug auf die Ehe als unnötig einschränkend zu bezeichnen ist.) Denn wer liest, weiß mehr über die Welt, weiß mehr über sich selbst und

wird dadurch eben einfach spannender für andere. So einfach ist das. Manchmal jedenfalls.

In ambitionierten literarischen Werken werden Grundprobleme des Menschen verdichtet und dabei häufig mittelbar reflektiert. Mittelbar, weil die Lesenden nicht gleich mit der Nase auf diese Grundprobleme – und schon gar nicht auf deren Lösung – gestoßen werden. Vielmehr wird ihnen reichlich Platz für die eigene Auseinandersetzung eingeräumt. Das ist einerseits sicherlich der Redlichkeit vieler Autor_innen geschuldet: Warum sollten sie vorgeben, im Besitz von Antworten auf die komplexen Fragen nach der *conditio humana* zu sein? Daneben mag aber auch ein gewisser, zumeist wohl eher uneingestandener, pädagogischer Impetus leitend sein. Wilhelm Genazino hat dies in einem Interview zu seinem (aus meiner Sicht grandiosen) Roman „Das Glück in glücksfernen Zeiten“ einmal indirekt so zugegeben: „In meiner Kalkulation ist das die Sache des Lesers.“⁵ Die Sache des Lesers ist es, sich seinen eigenen Kopf über den literarisch beforschten Gegenstand zu machen. In aller Regel tun Lesende dies, indem sie sich mit den in Romanen, Novellen, Erzählungen oder Kurzgeschichten auftauchenden Protagonist_innen (zumindest partiell) identifizieren.

Stellvertretend und probenhalber sind diese fiktiven Figuren dazu verdammt, typische Probleme des menschlichen Daseins zu durchleben, ja zu durchleiden. (Und während ich dies schreibe, wird mir zum ersten Mal bewusst, dass hier möglicherweise eine Art messianische, diesseitsbezogene Eschatologie mitschwingt. Aber das bloß in Klammern, denn drei Semester evangelische Theologie lassen mich bestimmt nicht zum Experten für eine solche Frage werden.) Daniel Kehlmann gibt dies in „Ruhm. Ein Roman in neun Geschichten“ auch unumwunden zu, wenn er die Allmacht des Autors aufzeigt, der einer seiner Protagonist_innen, nämlich Rosalie, lapidar mitteilt, dass er nun einmal beschlossen habe, sie sterben zu lassen. Konkret geht es um eine schwerkranke ältere Frau, die zur Sterbehilfe von Deutschland aus in die Schweiz reist, sich das Ganze dann aber noch einmal überlegt und den Autor um eine Änderung des Plots bittet. Zunächst vergeblich.

Schließlich überzeugt Rosalie den Autor doch noch, darf sich in ihr jüngeres Ich zurück verwandeln, um mit dem Ende der Erzählung dann trotzdem auch ihr eigenes zu finden:

„Rosalie, du bist gesund. Und wenn wir schon dabei sind, sei auch wieder jung. Fang von vorne an!“⁶ „Und Rosalie? Sie geht die Straße entlang, mit großen Schritten, halb bewußtlos noch vor Freude, und mir scheint es für einen Moment, als hätte ich richtig gehandelt, als wäre Gnade das Höchste und als käme es auf eine Erzählung weniger nicht an. Und zugleich, ich kann es nicht leugnen, kommt mir die absurde Hoffnung, daß dereinst jemand dasselbe für mich tun wird. Denn wie Rosalie kann auch ich mir nicht vorstellen, daß ich nichts bin ohne die Aufmerksamkeit eines anderen, ja daß meine bloß halb wahre Existenz endet, sobald dieser andere den Blick von mir nimmt – so wie eben jetzt, da ich diese Geschichte endgültig verlasse, Rosalies Dasein erlischt.“⁷

Insofern lässt sich an dieser Geschichte paradigmatisch aufzeigen, dass die zentralen Figuren in anspruchsvoller Prosa eine Stellvertreterfunktion innehaben. Was, um das Ganze noch etwas zu verkomplizieren, im Übrigen auch auf den Autor der genannten Erzählung „Rosalie geht sterben“ zutrifft: Daniel Kehlmann erfindet als Autor des Romans „Ruhm“ den Autor Leo Richter, der dann innerhalb des Romans die Geschichte über Rosalie erzählt. Ganz schön vertrackt! Und ja: Wer die Verbindung zwischen Rosalie, Leo Richter und Daniel Kehlmann ein wenig auf sich wirken lässt, der dürfte kaum umhinkommen, auch über den schmalen Grat zwischen Fiktion und Wirklichkeit, über Selbstbestimmung und über die Bedeutung von anderen für unser Gefühl, tatsächlich zu existieren, nachzudenken.

Die Stellvertreterfunktion literarischer Figuren ist für manchen, noch sehr jungen Studierenden nicht unmittelbar einsichtig. So weit weg scheinen doch Probleme wie die von Rosalie zu sein. Paul Auster beginnt sein autobiografisches „Winterjournal“ mit einer Beschreibung dieser ebenso kurzsichtigen wie beneidenswerten Überzeugung: „Du denkst, das wird dir niemals passieren, das kann dir niemals passieren, (...) und dann geht es los.“⁸ Es ist also mitnichten so, dass es in

der Literatur um ganz exklusive, singuläre Fragestellungen ginge. Nein, über die je individuellen Schicksale werden wir als Lesende mit kollektiven Sinndeutungs*herausforderungen* (um den Problembegriff bewusst zu vermeiden – schließlich bewegen wir uns im Bezugsrahmen einer zumeist ressourcen- und lösungsorientierten Sozialen Arbeit) konfrontiert. Anhand dieser Schicksale erhellen sich für uns typische, zentrale, vielleicht sogar letzte Fragen des menschlichen Seins, vor allem des menschlichen Miteinanders. Im emotionalen Zentrum einer wirklich guten, anspruchsvollen Erzählung steht etwas, was uns (irgendwann) fast alle ganz unmittelbar angeht. Um es nochmals mit Hilfe der Kehlmannschen bzw. Richterschen Erzählung über Rosalie zu verdeutlichen: Mit Krankheit und Tod werden wir alle, mit dem Wunsch, unbedingt weiter zu leben oder sogar wieder jung zu sein, werden zumindest etliche von uns früher oder später einmal konfrontiert. Wenn man im Anschluss an diese Feststellung bloß einmal an die Alten- oder an die Hospizarbeit denkt – um zwei besonders naheliegende Beispiele zu nennen – dann dürfte unmittelbar einleuchten, warum das nicht nur indirekt etwas mit Sozialer Arbeit zu tun hat. Einmal abgesehen davon, dass es in fast allen Arbeitsfeldern Sozialer Arbeit immer wieder um Grenzsituationen geht, also um Situationen, in denen Klient_innen existenzielle, letztlich rational nicht auflösbare Erfahrungen machen;⁹ Erfahrungen also, wie die von Rosalie.

Etwas mehr Humboldt im Studium

An dieser Stelle ließen sich jetzt direkt einige sozialarbeiterische Kompetenzen anführen, die durch das Lesen anspruchsvoller Prosa gefördert werden und insbesondere einen bedeutenden Beitrag zur Ausbildung reflexiver Professionalität¹⁰ zu leisten vermögen. Indes möchte ich das noch für einen Moment zurückstellen. Ich komme in jedem Fall darauf zurück. Aber zugleich möchte ich auch nicht meine Skepsis verhehlen, ob wir durch die omnipräsente, zum Mainstream avancierte Kompetenzorientierung, bei der es primär um unmittelbar verwertbare Fertigkeiten und genauso unmittelbar anwendbares, zumeist fallbezogenes Wissen geht, wirklich bessere, professioneller agierende

Fachkräfte auf den Arbeitsmarkt entlassen. Im Gegensatz dazu möchte ich gerade durch diese Anthologie die Bedeutung eines neuhumanistischen – vielleicht sollte ich besser sagen: traditionellen – Bildungsverständnisses auch für ein Fachhochschulstudium der Sozialen Arbeit wieder stärker ins Blickfeld rücken.

Der im deutschsprachigen Raum wohl bekannteste Kritiker einer kompetenzorientierten Perspektive im Kontext der Hochschule ist der Wiener Philosoph Konrad Paul Liessmann. In seiner, nun ja, man könnte beinahe sagen „Philippika“ namens „Theorie der Unbildung“ äußert er programmatisch schon im Vorwort: „Unbildung meint dabei nicht die schlichte Abwesenheit von Wissen, (...) sondern den mitunter durchaus intensiven Umgang mit Wissen jenseits jeder Idee von Bildung“,¹¹ also jenseits jeder aufklärerisch-emanzipatorischen Idee, bei der es um die innere Autonomie, Freiheit und den Anspruch auf Selbstdurchsichtigkeit des Einzelnen geht. Und diese Idee soll eben insbesondere durch eine Auseinandersetzung mit den sprachlich-literarischen Hervorbringungen der Geistesgeschichte lebendig werden, da diese die zentralen Fragen des Menschseins thematisieren und die Lesenden so dafür sensibilisieren. Liessmann: „Was die Bildungsreformer aller Richtungen eint, ist ihr Haß auf die traditionelle Idee von Bildung. Daß Menschen ein zweckfreies, zusammenhängendes, inhaltlich an den Traditionen der großen Kulturen ausgerichtetes Wissen aufweisen könnten, das sie nicht nur befähigt, einen Charakter zu bilden, sondern ihnen auch ein Moment von Freiheit gegenüber den Diktaten des Zeitgeistes gewährt, ist ihnen offenbar ein Greuel. Gebildete nämlich wären alles andere als jene reibungslos funktionierenden flexiblen, mobilen und teamfähigen Klons, die manche gerne als Resultat von Bildung sähen.“¹² (Ich erwähnte es: Liessmann hat in gewissem Sinne eine Philippika, zumindest aber eine Polemik, eine Streitschrift vorgelegt.)

Und tatsächlich sind es die oben bereits mehrfach genannten zentralen Fragen des Menschseins, die nun einmal allenthalben in der Sozialen Arbeit auftauchen, so etwa, wenn nach einem guten und gerechten Miteinander, nach Selbstbestimmung und Mündigkeit, nach

Teilhabe und Mitsprache, nach Verwirklichungschancen und Individualität oder ganz allgemein – und dabei doch so zugespitzt – nach einem gelingenden, wenigstens aber nach einem gelingenderen Leben gefragt wird. Sollte ich damit recht haben, dann scheint die Soziale Arbeit doch eigentlich eine ganze Menge Humboldt zu vertragen, ja zu benötigen. Und zwar auf Seiten der Fachkräfte, wie auf Seiten der Klient_innen. Damit ist indes überhaupt nicht gesagt, spezifische Kompetenzen oder gar konkrete, handwerklich interpretierbare methodische Fertigkeiten wie etwa Gesprächsführungstechniken, Case Management, Empowerment, Zielklärungsstrategien, Rollenanalysen, Time-Line-Arbeit, die Erstellung einer sozialdiagnostischen Netzwerkkarte etc. seien nicht so wichtig. Im Gegenteil! Wieso das Kind mit dem Bade ausschütten? Mit Liessmann ließe sich als Anliegen vielmehr formulieren, dem einen Fluchtpunkt zu geben oder doch wenigstens eine „Idee von Bildung“ zur Seite zu stellen. Wer aber meint, eine (Fach-)Hochschule habe einzig die Aufgabe, Studierende *auszubilden*, der nimmt dann freilich eine Perspektive ein, die außerhalb des unmittelbaren Praxisbezugs keine Legitimation für Lehre und Forschung mehr gelten lässt. Akademische Qualifikationen werden so strikt kommodifiziert.¹³ Könnte es aber für angehende Sozialarbeiter_innen nicht gerade außergewöhnlich (in doppeltem Sinne) praxisrelevant sein, auch mal ein kleines Stück von der Praxisrelevanz zurückzutreten?¹⁴

Nun ließe sich sicherlich einwenden, man könne Kompetenzen durchaus in eine humboldtsche Sprache übersetzen. Aber vor allem sei umgekehrt all das, was auch immer als Spezifika einer neuhumanistischen Bildung skizziert werde, letztendlich doch auch kompetenztheoretisch zu fassen. Es hänge eben davon ab, was genau man unter „Kompetenz“ verstehen wolle, so dass eigentlich überhaupt kein Gegensatz zwischen neuhumanistischer Bildungsaspiration und Kompetenzorientierung entstehen müsse. Das klingt nachvollziehbar. Und ich komme – wie schon gesagt – gleich bereitwillig auf jene sozialarbeiterisch nützlichen Kompetenzen zurück, die durch die Auseinandersetzung mit anspruchsvoller belletristischer Literatur entwickelt werden können. Dennoch scheint es mir ein wenig zu kurz gegriffen, Bildung

einfach in Kompetenzen aufgehen zu lassen, denn durch den bildungs- politischen und pädagogischen Kompetenzdiskurs ist es gesellschaftlich zu einem Geländegewinn eines ökonomischen Vernutzungsdenkens gekommen. Auch an einem Fachbereich Sozialwesen geht es immer stärker um die Marktvermittlung der Studierenden, die Schaffung von Humankapital, die Ausprägung spezieller Problemlösefähigkeiten und um Employability dank instrumenteller Vernunft. Mit Peter Bieri meine ich aber, dass wir „Bildung nicht mit Ausbildung verwechseln“ sollten, wir sollten also nicht sagen, „daß es bei Bildung darum gehe, uns ‚fit für die Zukunft‘ zu machen.“¹⁵

Nochmals: Ich denke, darüber lohnt es sich insbesondere in einem Studiengang wie dem der Sozialen Arbeit nachzudenken. Denn hier – und das ist eine Binsenweisheit der Professionsdebatte – lässt sich der zentrale Aspekt des beruflichen Handelns ohnehin nur sehr bedingt standardisieren. In vielerlei Hinsicht geht es um unvertretbare Begegnung. Karl Jaspers spricht von „existenzieller Kommunikation“, die eben gerade „nicht vorzumachen und nicht nachzumachen (ist). ... Sie ist zwischen zwei Selbst, die nur diese und nicht Repräsentanten, darum nicht vertretbar sind.“¹⁶ Sozialarbeiter_innen arbeiten nach meinem Dafürhalten gerade dann professionell, wenn sie in vielen ihrer Interaktionen deutlich mehr als „Akteure in Sachverhaltsbeziehungen“¹⁷ oder gar „Werkzeuge“¹⁸ sind. Wenn man solch einer „existenziell sensiblen“,¹⁹ „ergebnisoffene(n), resonanzorientierte(n)“²⁰ Haltung zwar zustimmt, im Anschluss aber von „Beziehungsmanagement“ oder von „Sozial- und Selbstkompetenz“ spricht, dann verkehrt man den geäußerten Gedanken.²¹ Resonanz in Begegnungen ist „konstitutiv unverfügbar“,²² ist überhaupt nicht im klassischen Sinne lehr-, lern- und in der Praxis auf Knopfdruck abrufbar (was ja der Kompetenzbegriff in seinem Kern gerade suggeriert: Kenntnisse und Fertigkeiten lassen sich situativ zu Problemlösungszwecken intendiert, habitualisiert, zielgerichtet und effektiv anwenden²³). Vielmehr kann man Studierende lediglich mit sozial- und existenzphilosophischen Vorstellungen ver-

traut machen und im Anschluss hoffen, dass sich das dann in einer entsprechenden Haltung bzw. einem Bereitschaftsbewusstsein niederschlägt und so die Praxis affiziert.

Kompetenzerwerb dank anspruchsvoller belletristischer Literatur

Obgleich ich also dem derzeitigen kompetenzorientierten Mainstream in der deutschen Bologna-Bildungslandschaft skeptisch begegne, so lassen sich die über die Lektüre anspruchsvoller Literatur beförderten Bildungsideale freilich auch in kompetenzorientierter Terminologie reformulieren. Ich hatte das oben schon angedeutet. Das mag nach dem zuvor Gesagten nicht sonderlich stringent klingen. Aber es geht mir auch gar nicht um eine Frontstellung zwischen Kompetenz- und neuhumanistischer Bildungsorientierung, sondern einzig darum – wenn man das so sagen darf –, für ein wenig mehr Humboldt im Studium zu werben. Und zwar gerade weil ich das mit Blick auf eine professionelle Reflexivität und gelingende Praxis für bedeutend halte.

Zugegeben: Wer Studierende von einem literarischen Bildungsangebot überzeugen will, der wird im Bolognazeitalter gar nicht umhinkommen, auf konkrete arbeitsmarktbezogene Relevanzen zu verweisen. Mit der neuhumanistischen Bildungsidee ließe sich ein Literaturseminar zwar als kunst- und mußevolle Reflexion darüber begreifen, wie sich Menschen eigenständig in ein sinnhaftes, selbstgewähltes und verantwortliches Verhältnis zu sich und zur Welt setzen können. Aber wenn man das in einem Vorlesungsverzeichnis so formulierte, würde man wohl keine_n einzige_n Studierende_n anlocken. Und man würde sich gewiss mit der Frage konfrontiert sehen, wie man denn überhaupt auf die Idee kommen könne, so etwas an einer Fachhochschule anzubieten. Möchte man also ein solches Literaturseminar anpreisen und legitimieren, muss man die Frage beantworten, welche Kompetenzen, also vor allem welche Haltungen, Kenntnisse und reflexiven Befähigungen, die in der Praxis der Sozialen Arbeit hilfreich sind, angehende Sozialarbeiter_innen denn nun ganz konkret erwerben können, wenn sie ein solches Seminar besuchen.

Hier also (m)eine – in das heute gängige Format von Kompetenzbeschreibungen gegossene – Antwort auf die Frage, was angehende Sozialarbeiter_innen in der Praxis davon haben, wenn sie sich im Studium (und hoffentlich dann weiter ihr ganzes Leben lang) mit moderner, anspruchsvoller Prosa auseinanderzusetzen:

- Dank Literatur schulen wir unsere Beobachtungsgabe und Aufmerksamkeit. Wir sehen nun Dinge, die wir vorher gar nicht oder zumindest so nicht gesehen haben. (*Beobachtungsgabe*) (Also für die Soziale Arbeit ganz konkret die Fähigkeit, mit einem weiten Fokus beobachten zu können, was in der Lebenswelt von Klient_innen tatsächlich vorgeht.) (In ähnlicher Form lassen sich auch für die folgenden Begriffe die Bezüge zur Sozialen Arbeit gedanklich ergänzen, wobei weiter unten diese Bezüge dann auch noch mal anhand einer konkreten Erzählung illustriert werden.)
- Sobald wir beginnen, Dinge zu sehen, die wir vorher nicht gesehen haben, weitet sich unsere Vorstellungskraft und Phantasie. So machen wir uns Gedanken über eine literarische Figur, sind gleichermaßen Lesende wie Autor_innen, und wir können uns plötzlich Zusammenhänge ausmalen, an die wir bis dato noch nicht einmal im Traum gedacht haben. (*Vorstellungskraft*)
- Dies wiederum führt unweigerlich zu einer Steigerung der Reflexionsfähigkeit. Wir sind fortan kritischer und multiperspektivischer unterwegs, lesen eben auch das reale Leben plötzlich viel differenzierter, so dass auch vormals feste Überzeugungen in Frage gestellt werden. (*Multiperspektivische Reflexion*)
- Wir erkennen, wie vielfältig, komplex und kompliziert menschliches Leben und Zusammenleben sein kann. Man könnte mit dem österreichischen Romancier Arno Geiger sagen, dass die Literatur uns „nicht vor dem Chaos, sondern vor der Ordnung“ bewahrt und damit auch „das Individuum vor dem eindimensionalen Blick. Einzigartig ist der Mensch nicht auf einfache, sondern auf komplizierte Art.“²⁴ (*Komplexitätserfassung*)